Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 30 (1974)
Heft: 1

Artikel: "Wert und Ehre deutscher Sprache"
Autor: Teucher, Eugen
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-421141

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 02.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

30. Jahrgang 1974
Heft 1 (Februar)
Herausgegeben
vom
Deutschschweizerischen
Sprachverein

Sprach spiegel

„Wert und Ehre deutscher Sprache"

Unter diesem Titel hat Hugo von Hofmannsthal, dessen 100. Geburtstags wir am 1. Februar gedachten, im Jahre 1927, also zwei Jahre vor seinem so frühen Tode, einen Aufsatz geschrieben. Darin beklagt der hochsensible Dichter, daß uns Deutschsprachigen dasjenige fehlt, was er die „mittlere Sprache" nennt: nicht zu hoch, nicht zu niedrig, in der sich die Geselligkeit der Volksglieder untereinander auswirkt. „Unsere Nachbarn, Nord und Süd, Ost und West, haben sie; wir allein sind ihrer entbehrend."
Etwas Ähnliches sagt Bernard von Brentano in seinem Buch „Du Land der Liebe": „Unsere Literatur wurde mein Trost und meine Lehrmeisterin. Aber wenn ich Vergleiche anstellte, und Vergleiche sind für Leute unserer Art das, was für den Physiker Experimente sind, wenn ich also Vergleiche anstellte, dann fragte ich mich manchmal: wo sind eigentlich wir? Wo ist in unserer Literatur der Mann und die Frau, die wir sind? Der Berliner Kaufmann? Der rheinische Industrielle? Der süddeutsche Landwirt? Der Katholik deutscher Art, der sich von andern Katholiken so sehr unterscheidet? Wenn mich ein junger Mann fragt, wie sind eigentlich die Franzosen, dann kann ich ihm sagen: Lies ein paar Romane von Balzac, Stendhal, Flaubert und Proust. In diesen Büchern kommen Franzosen vor, und du kannst beobachten, wie sie leben, denken, lieben und sich durchschlagen. Dasselbe gilt für die englische, amerikanische und für die russische Literatur. Als ich im Jahre 1930 das erste Mal nach Moskau kam, war Rußland seit 13 Jahren ein bolschewistischer Staat, und ich staunte, als ich sah, wie russisch die Russen geblieben waren und wie glänzend Tolstoi sie dargestellt hatte. Bei uns ist das anders. Sogar Goethe schildert in seinen Romanen eher idealisierte Traumgestalten."
Brentano schießt allerdings etwas über das Ziel hinaus. Sind etwa die Romangestalten Fontanes nicht glänzend dargestellte Zeitgenossen? Und sind in den Romanen Gustav Freytags nicht zahlreiche Berufe mit Meisterschaft in scharf gezeichneten Typen

behandelt? Aber bei Hofmannsthal geht es noch um mehr als um die Schilderung des Volkscharakters. Er will die mittlere Sprache, die alle Volksglieder umfaßt: „In dieser mittleren Sprache aber faßt sich allezeit das Gesicht zusammen; — noch einer nicht mehr gegenwärtigen Nation: die Miene der Römer erkennen wir in den Sprachen, die von der mittleren Römersprache abgeleitet sind. Die deutsche Nation aber hat für den Blick der andern kein Gesicht; davon kommt viel Mißtrauen, Unruhe, Nichtverstehen, geringe Würdigung, ja sogar Haß und Verachtung; aber das muß getragen werden, da es zum Schicksal gehört."

Es ist in der Tat erstaunlich, wieviel sich für ein Volk aus seiner Sprache erkennen oder vielmehr nur ahnen läßt. Ein ganzes, sehr großes Volk kann zum Beispiel den Buchstaben *r* nicht aussprechen: das chinesische. Sie sagen also Dollal für Dollar, Loosevelt für Roosevelt. Um zu wissen, was das für den Volkscharakter bedeutet, müßte man erkennen, was der Buchstabe *r* bedeutet. Aber so weit sind wir noch nicht. Nasallaute gibt es in abgeschwächter Form in vielen Sprachen der Welt. Man höre, wie viele Norddeutsche das Wort „Reise" aussprechen. Es klingt wie „Röise" oder Reuse mit einem unverkennbaren Nasallaut. Aber wie kommt es, daß solche ausgeprägte, sozusagen kanonisierte Nasallaute wie an, en, am, em, in, im, un, on, om im Französischen oder im Portugiesischen vorkommen? Oder wie kommt es, daß das lateinische Wort ferrum (Eisen) im Spanischen zu hierro wird? Was für Einflüsse völkischer oder landschaftlicher Art mögen da am Werke gewesen sein?

Aber in dem, was Hofmannsthal die mittlere Sprache nennt, geht es gar nicht um das einzelne Wort. „Die mittleren Sprachen der andern (gemeint sind die Franzosen, Engländer und Russen) besitzen eine glatte Fügung, in der das einzelne Wort nicht zu wichtig noch zu grell hervortritt. An den Hörer soll gar nicht das Wort herandringen mit seiner magischen Eigenkraft, sondern in den Verbindungen das in jedem Wort Mitverstandene, das mimische Element der Rede. Nicht sowohl der einzelne, der zu ihm redet, soll zunächst fühlbar werden als das gesellige Element, worin sich beide, der Redende und der Angeredete, zusammen wissen; von dem einzelnen, der ihm gegenübersteht, nicht so sehr dessen Sichunterscheidenden, nicht der individuelle Anspruch, der ja leicht zur Ablehnung herausgefordert, sondern die Verflochtenheit, gemäß der ein jeder zu den Gruppierungen innerhalb der Gesamtheit, den Einrichtungen, den Unternehmungen in gewissen Verhältnissen steht. Nicht so sehr, was er für sich ist, soll in einer Sprache sich prägen, als das, was er vorstellt. In seinem Sprechen repräsentiert sich der einzelne, in der ganzen Sprache repräsentiert sich die Gesamtheit. Es herrscht in

einer solchen Umgangsrede zwischen den Worten ein Etwas, daß sie untereinander gleichsam Familie bilden, wobei sie alle gleichmäßig darauf verzichten, ihr Tiefstes auszusagen. Ihre Anklänge und Wechselbezüge kommen mehr zur Geltung als ihr Urlaut."
Das ist, auf die Sprache angewandt, nichts anderes als die Diaphanie der aperspektivischen Bewußtseinsstufe, von der Jean Gebser in „Ursprung und Gegenwart" spricht. Man erkennt überhaupt, wie sehr Gebser recht hat, je mehr man Hofmannsthal liest. Was Gebser in begriffliche Form gebracht hat, ahnt der Dichter Hofmannsthal voraus, schon in seinem Gedicht „Erlebnis" von 1898:

„... Pflanzendickicht,
durch das ein gelbrot Licht wie von Topasen
in warmen Strömen drang und glomm."

Wenn aber diese mittlere Sprache fehlt? „Wo ist dann die Nation zu finden?" fragt Hofmannsthal, und er antwortet sogleich: „In den hohen Sprachdenkmälern und in den Dialekten." Die hohen Sprachdenkmäler sind die Höhepunkte der dichterischen Sprache der Deutschen, die vorzüglichsten lyrischen Stücke von Goethe oder Hölderlins letzte Elegien und Hymnen: „Dort wird sie kaum von einer der neuern Nationen erreicht; vielleicht, daß selbst Miltons Flügelschlag dahinter zurückbleibt."
„Weit darunter ist die Region, in der wir leben." Damit meint der Österreicher Hofmannsthal die Dialekte, was auch der sprachlichen Situation bei uns entspricht. Wir gebrauchen die Sprache nicht mehr sprachgemäß wie unsere höchsten Dichter; sie ist bei uns verwahrlost; „es fehlt uns der Sinn für das Richtige und Mögliche".
Und dann die düster mahnenden Sätze: „Es ist eine sehr harte, finstere und gefährliche Zeit über uns gekommen. Sie ist über ganz Europa gekommen; aber keines der andern Völker hat so viele Fugen in seiner Rüstung, durch die das Gefährliche eindringt und sich bis ans Herz heranbohren kann." Das hat Hofmannsthal im Jahre 1927 geschrieben, sechs Jahre, ehe die braune Pest über Deutschland und später auch über sein eigenes geliebtes Österreich hereinbrach; denn heute droht ein Totalitarismus anderer Farbe. Die Zeit, da wir den Wert und die Ehre deutscher Sprache wieder preisen dürfen, ist noch nicht da.

Eugen Teucher